

Film

DVD-TIPPS

Französische Genies

ANKE WESTPHAL
über eine Annäherung an den Modeschöpfer Yves Saint Laurent und eine Dokumentation über die Tänzerin Tanaquil Le Clercq

Wer sich für Fragen der gehobenen Schneiderei interessiert, hat Jalil Lesperts „Yves Saint Laurent“ (2014) gewiss schon im Kino gesehen. In diesem Spielfilm erscheint der Pariser Designer, der mit nur 21 Jahren Art Director im Modehaus Christian Dior wurde, zwar nicht ganz untadelig und schattenfrei, aber doch zumutbar in seinen Abgründen. Der Film basiert auf Laurence Benaims Biografie; er war von Saint Laurents Geschäftspartner und ehemaligem Lebensgefährten Pierre Bergé gewissermaßen abgeseigert. Letzteres ist „Saint Laurent“ nicht. Vielleicht nimmt sich dieser Film von Bertrand Bonello ja deswegen geradezu liebevoll der Drogenabhängigkeit, Sexorgien sowie manisch-depressiven Schüben des Modeschöpfers an. Krisen durchleidet YSL stillvoll mithilfe von Champagner und Wagner-Musik. Und am Ende sieht man Helmut Berger als alten Saint Laurent vereinsamt mit seinen geliebten französischen Bulldoggen am Esstisch sitzen. „Saint Laurent“ feierte seine Premiere im vergangenen Mai beim Festival in Cannes, lief aber bisher nicht in deutschen Kinos. In Frankreich gibt es Bonellos Film ab 28. Januar auf DVD. In Deutschland muss man sich derzeit mit Lesperts kreuzbravem „Yves Saint Laurent“, jetzt auch auf DVD, begnügen. Immerhin spielt Nikolai Kinski darin sehr drollig den jungen, molligen Karl Lagerfeld.



Wer über eine solide klassische Halbbildung verfügt, kann mindestens zwei Namen von großen Primaballerinen herbeten. Etwa den der Russin Anna Pawlowa und den der Britin Margot Fonteyn. Fast vergessen ist hingegen die Französin Tanaquil Le Clercq (1929–2000), einst Solotänzerin beim New York City Ballet und von deutlich schlankem Körperbau zu einer Zeit, als Tänzerinnen noch eher kräftig waren. Ein Tanzpartner sagte mal über Le Clercq, dass ihre Bewegungen wie „ein ausgestreckter Pfad zum Himmel“ seien. 1956 erkrankte die Künstlerin während einer Europatournee in Kopenhagen an Polio und blieb fortan von der Taille abwärts gelähmt. Die kürzlich als DVD erschienene Dokumentation „Nachmittag eines Fauns“ von Nancy Buirski erinnert nun an die große Ballerina.

Das Exil stellt für viele Betroffene das Schlusskapitel einer langen Leidensgeschichte dar. Der Verlust der Heimat schmerzt, die Hoffnung auf einen Neubeginn bar aller Not wird nicht selten enttäuscht. Für die Gastländer zieht die Frischblutzuflucht, auch von Wirtschaftsflüchtlingen, aber meist großen Gewinn nach sich, auch wenn dies auf den ersten Blick nicht immer so aussieht. Vor allem die Kultur und damit auch das Kino profitieren nachhaltig. Hollywood hat sich durch Flüchtlinge aus Europa in den 1940er-Jahren erneuert, vielleicht retten können. Die Kinder der türkischen „Gastarbeiter“ brachten spätestens ab der Jahrtausendwende frischen Wind auf die hiesigen Leinwände. Sicher wird die deutsche Kultur auch künftig von Migranten, zum Beispiel aus Syrien, wichtige Impulse erhalten.

Als das zaristische Russland im Februar und Oktober 1917 von zwei Revolutionen heimgesucht wurde, machte sich ein riesiger Strom von Menschen und Ideen auf den Weg von Ost nach West. Die gerade erst im Entstehen befindliche russische Filmindustrie wurde durch die Machtübernahme der Bolschewiki schlagartig zur Disposition gestellt. Wer den neuen Herrschern nicht dienen wollte, hatte nun keine Chance mehr. Angesichts des internationalen Triumphs des revolutionären Kinos eines Eisenstein, Wertow oder Pudowkin wird oft vergessen, dass es auch vorher schon einen innovativen russischen Film gegeben hat. Seine Vertreter versuchten, soweit ihnen die Flucht gelang, ihr Glück im Westen. Und einige von ihnen feierten immense Erfolge, vor allem in Frankreich und Deutschland. Damals verehrt und umjubelt, sind sie heute fast durchweg vergessen. Eine hochspannende Reihe mit historischen Beispielen erinnert jetzt an sie.

Zwischen den beiden Weltkriegen waren Frankreich und Deutschland die einzigen Nationen, die auf dem Gebiet des Kinos den USA hätten Paroli bieten können. Die 1920er- und frühen 1930er-Jahre setzten eine fast rauschhafte Filmproduktion in Gang, die nahezu im Monatstakt neue Sensationen, Genres und Stars auf den Markt warf. Die Russen waren in Paris und Berlin

Yves Saint Laurent, Universum, ca. 10 Euro.
Nachmittag eines Fauns, Ascot Elite, ca. 10 Euro.

Von Whistleblowern und Präsidenten

Oliver Stone plant Dokumentarfilm über Putin

Der US-Regisseur Oliver Stone plant eine Dokumentation über Russlands Präsidenten Wladimir Putin. Das berichtet die Nachrichtenagentur RIA Novosti. Stone hält sich gerade im Rahmen der Vorbereitungen für seinen Spielfilm über den Whistleblower Edward Snowden (mit Joseph Gordon-Levitt in der Hauptrolle) in Moskau auf und hat dort dem Bericht zufolge Putin zum kurzen Gespräch getroffen. Gegenüber RIA Novosti erklärte Stone, er würde gern ein Interview mit Putin machen, da er einige Ansichten vertritt, die man in den USA nicht zu hören bekommt. RIA Novosti zufolge wisse man im Kreml bereits, dass Stone den Film machen wolle. Unklar ist derzeit jedoch, ob der Film auch ohne Putins Mitwirkung zustandekommt. (BLZ)



Manchmal atmen die Opfer noch: Lou (Jake Gyllenhaal) ist noch vor der Polizei am Tatort.

Lou filmt einfach alles

Ein toller Thriller mit Jake Gyllenhaal als üblem Gelegenheits-Paparazzo: „Nightcrawler“

VON PETER UEHLING

Der Begriff des Rohstoffs ist im Wandel. Der Kleinkriminelle Lou Bloom (Jake Gyllenhaal) hat zunehmend Schwierigkeiten, den Kram, den er auf Baustellen mitgehen lässt, an andere Bauunternehmer zu verticken. Draht oder Kupfer bringen kaum noch Geld und lohnen das Risiko, erwischt zu werden, nicht. Wie jeder ernstzunehmende Kriminelle ist auch Lou ein Unternehmer und grübelt, welcher Rohstoff mehr Geld bringen könnte. Da kommt er nachts an einem Autounfall vorbei. Der Wagen brennt, Feuerweh und Polizei retten die Insassen – und ein Kameramann schneidet alles mit, springt danach in seinen Van und zischt ab. Am nächsten Morgen laufen die Bilder über einen mies beleumdeten, aber erfolgreichen Lokalsender. Das Rennrad, das Lou am nächsten Tag am Strand klaut, tauscht er gegen einen Video-Recorder ein.

Bilder als Rohstoff der neuen Zeit, blutige Berichte aus der Hölle der Städte, als so unerschöpfliche wie einnahmefähige Ressource. Je bunter, je näher dran, umso besser – neu ist die Idee von Dan Gilroyys Film „Nightcrawler“ wahrlich nicht. Die Orientierung der Geschichte am Medium Fernsehen wirkt sogar einigermaßen altmodisch. Und so könnte man sich an Robert Elswits traumhaft leuchtenden Bildern aus dem nächtlichen Los Angeles freuen – sie sind noch schöner als die in Michael Manns Nachtstück „Collateral“ – und „Nightcrawler“ als Mediensatire abhaken. Aber Gilroy wärmt nicht den üblichen Zynismus auf, demzufolge der Journalismus für eine quotenträchtige Sensation jegliche Moral verkauft. Er zeigt weniger die Spekulation als die Kalkulation. Nicht nur, wenn Bloom einen Assistenten einstellt und um dessen Honorar feilscht, sondern natürlich im Innersten seiner neuen Profession: Jeder Zentimeter näher am Blut erhöht die Chance auf Absatz des Materials und lässt den Preis steigen.

Und Lou ist wahrhaft hemungslos. Immer näher drängt er sich an die Opfer heran, und irgendwann nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich. So trifft er dank eines Zufalls einmal so früh am Ort eines Raubüberfalls ein,

dass die Polizei noch nicht, die Einbrecher jedoch noch immer im Haus sind. Lou filmt, wie sie ins Fluchtauto steigen, er betritt danach die Villa und filmt die frisch dahingeschlachteten Bewohner – der eine atmet sogar noch. Natürlich weiß Lou, was von dem Material er besser zurückhält, um nicht wegen unterlassener Hilfeleistung dranzukommen. Nicht einmal die Aufnahmen der Gangster übergibt er an die Polizei – denn nun wird er die Realität nicht mehr nur aufnehmen, sondern inszenieren, indem er Ort und Art des polizeilichen Zugriffs kameragerecht steuert. Als seine Aufnahmen trotz Bedenken der Justiziarin über den Sender gehen, lässt er erstmals den Namen seiner spontan gegründeten Firma einblenden.

Wenn einem in „Nightcrawler“ zuweilen der Atem stockt, dann weniger wegen der zugespitzten zynischen Vernunft der Medien; sich über deren Blutdurst zu mokieren und gleichzeitig daraus filmische Reize zu beziehen, ist selbst zynisch. Und unangenehm platt ist das Interesse der Redakteurin Nina (Dan Gilroyys Frau Rene Russo) nicht nur an den Bildern, sondern

auch an deren Lieferanten; der Begehr, „sensationslüstern“ bekommt da eine kalauerhafte sexuelle Bedeutung. Indes kalkuliert Lou auch die Verführung Ninas knallhart. So wird „Nightcrawler“ zu einem Pandämonium kapitalistischer Rationalität, der Jake Gyllenhaal allerdings zuweilen pathologische Züge gibt. Gyllenhaal hat für die Rolle zehn Kilo abgenommen, sich eine schmierige Frisur zugelegt und verkörpert schon körperlich ein zähes Grauen: Im einen Moment noch ein zwar eigenbrötlerischer, aber ganz netter Mann, ist er im nächsten furchterregend abgefuckt und kalt. – Dan Gilroyys Film ist zudem bemerkenswert spannend, ohne sich dazu bekannter Plotrezepte zu bedienen: Noch den Showdown entwickelt er konsequent aus dem Thema des Films – derartige Dichte und souveräner Verzicht aufs Schema ist im Kino heutzutage nicht oft anzutreffen.

Nightcrawler USA 2014. Buch & Regie: Dan Gilroy, Kamera: Robert Elswit, Darsteller: Jake Gyllenhaal, Rene Russo, Riz Ahmed, Bill Paxton u. a.; 118 Minuten, Farbe. FSK ab 16.

willkommen, steuerten sie doch Geld, Ideen und neue Gesichter bei. Mehrstündige Epen wie „La Maison du mystère“ (1923) oder wilde Abenteuergeschichten wie „Michel Strogoff“ (1926, nach Jules Verne) legen davon filmhistorisches Zeugnis ab. Robert Wiene, Regisseur des Welterfolgs „Das Cabinet des Dr. Caligari“ (1920), inszenierte gleich mehrere Filme mit russischem Hintergrund – dies sicher nicht aus Not, im Gegenteil. Er hätte jeden Stoff verfilmen können, setzte aber erfolgreich auf die Ex-Moskowitz. 1923 widmete er sich mit „Raskolnikow“ der Verfilmung eines Stoffs von Dostojewski, der damals in Deutschland groß in Mode war.

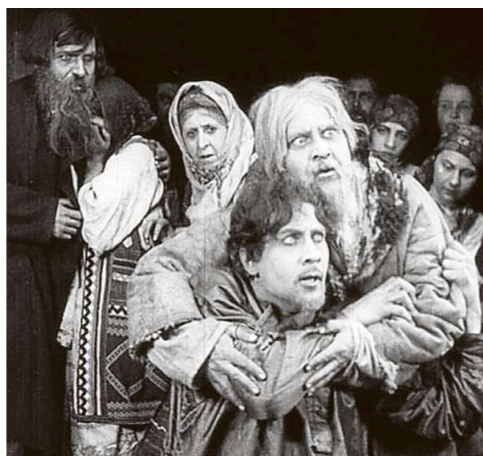
Im selben Jahr wandte sich Wiene in „Die Macht der Finsternis“ dem anderen Heros der russischen Prämödie zu: Leo Tolstoi. Beide Filme versuchten eine Verbindung aus deutschem Expressionismus und russischer Schwere; mit teilweise verblüffenden Effekten. Die schiefen Wände und Laternen (als Alleinstellungsmerkmale Wiens) beherbergten nun Muschiks und Popen. Das wirkt mitunter kurios. Die russischen Filme des Caligari-Regisseurs sind in der Hinsicht experimentell, dass sie Elemente kombinieren, die sich sonst nie gefunden hätten.

Doch auch russische Regisseure fassten im Westen Fuß. So wie Alexander Wolkow („Der weiße Teufel“, 1930, ebenfalls nach Tolstoi), der wechselnd bei der UFA und bei Pathé arbeitete. Sein größter Star war Iwan Mosschuchin: Tausendsassa und Verführer in Dutzenden von Unterhaltungsfilmern. Mit nur 49 Jahren verstarb er 1939 völlig verarmt in der Nähe von Paris. Der Übergang vom Stumm- zum Tonfilm hatte seiner Karriere 1930 ein jähes Ende bereitet. Niemand wollte seinen schweren Akzent hören. Endgültig vorbei war es mit dem kurzzeitig lebendigen Kulturaustausch zwischen Moskau, Berlin und Paris nach 1933. Die Gründe dafür sind bekannt.

Zwischen Berlin und Paris – Russisches Filmexil im europäischen Kino der 20er-Jahre: Zeughauskino ab 13. November.

DAS FLIEGENDE AUGE Vergessene Stars zwischen den Kriegen

CLAUS LÖSER
über ein unbekanntes Kapitel des russisch-westeuropäischen Kulturtransfers und die Wiederentdeckung opulenter Stummfilme jener Zeit



„Die Macht der Finsternis“ wird am 18. November um 20 Uhr gezeigt.

Liam Neeson nimmt jeden Job

„Ruhet in Frieden – A Walk Among the Tombstones“ zeigt den Star als Privatdetektiv

VON PHILIPP BÜHLER

Liam Neeson ist nicht so alt, dass er sein Leben auf Friedhöfen verbringen, aber so jung wie in diesem Film war er noch nie: Mit schwarz gefärbter Rebellenmähne und scharf geschnittenem Mantel hechtet er durch die übelsten Ecken New Yorks, erledigt einen Gangster nach dem anderen. Schauspieler, die erst spät ans Licht der Öffentlichkeit drängen wie Neeson, heute 62, haben ihren eigenen Reiz. Die Szene spielt im Jahr 1991, zeigt den Polizei-Ermittler Matt Scudder als jungen Mann. Neeson macht das hervorragend, natürlich mit ein paar technischen Tricks. Was knallige Action angeht, hat der Nordire ohnehin nichts mehr zu lernen. Mit Filmen wie „96 Hours“ hat er seine Jugend in den letzten Jahren mehr als nachgeholt.

Der Rest seines neuen Thrillers hingegen zeigt den Hollywood-Star, wie man ihn kennt. Acht Jahre später ist Scudder kein junger Hüpf mehr, sondern ein gebrochener Mann – wie man sich einen Privatdetektiv eben vorstellt. Den Polizeidienst musste er aufgeben, der letzte Schuss ging daneben. Jeder Job ist gerade recht. Und wenn ein schwerreicher Drogen-Dealer seine ermordete Frau rächen will, erledigt er auch das. Matt Scudder, eine Serienfigur des Krimiautors Lawrence Sanders, ermittelt in den moralischen Graubereichen seines Gewerbes und ist darüber selbst zwieglig geworden: ein Opfer seiner jugendlichen Überheblichkeit, ein Rächer verkommener Seelen.

Einen Hard-Boiled-Krimi alter Schule legt der renommierte Drehbuchautor Scott Frank („Out of Sight“) hier vor, jede Innovation liegt ihm fern. Doch gerade diese Filme sind selten geworden. Auch in Neesons eigenen Auftritten gingen



Scudder (Liam Neeson) kann sich nie sicher sein, wem er trauen kann.

Pyrotechnik und Testosteron vor Charakter. So sieht man dem Schmuddeldetektiv gern zu, wenn er müden Blicks auf Killerjagd geht, den Tod in jedem Gefecht herausfordert, weil er ihn herbeiseht.

Trübe – die Kamera malt vorzugsweise in braun und grau – sind auch die Umstände. Die Frau des Dealers (Dan Stevens) wurde Opfer einer Entführung. Nach Zahlung des Lösegelds kam sie in Päckchen zurück – gleich jenen, in denen der Mann seine Ware verkauft. Es wird blutig in diesem Fall, und mehrere Vorfälle im kriminellen Hochadel lassen vermuten, dass es nicht der letzte bleibt. Auf dem Weg zur Lösung bekommt Scudder es mit einem Friedhofswärter zu tun, von dem man nicht begraben sein möchte, sowie mit dem schwerkranken Jungen TJ (der Rapper Brian „Astro“ Bradley), ein pathologisch intelligenter Verehrer Philip Marlowes. Als Wiedergänger solcher Noir-Helden ist Matt Scudder ein denkbar schlechtes Vorbild. Doch er will sich bessern. In einigen schönen Szenen sieht man ihn bei den Anonymen Alkoholikern. Wäre er wirklich Liam Neeson, könnte er sich etwa so vorstellen: „Hallo, mein Name ist Liam und ich bin Schauspieler. Ich habe viel Unsinn gemacht. Jetzt würde ich gern zurück ins Charakterfach.“ Wenn er das ernst meint, ist der Film ein sehr guter erster Schritt.

Ruhet in Frieden – A Walk Among the Tombstones USA 2014. Buch und Regie: Scott Frank, Kamera: Mihai Malaimare Jr., Darsteller: Liam Neeson, Dan Stevens, Maurice Compte u. a.; 115 Minuten, Farbe. FSK ab 16.